

Nr. 65. Bromberg, den 19. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(6. Fortsetzung.)

Am andern Morgen stieg die Clari-Marie nach der Rottalhütte. Der Weg ging dort hinauf, wo man gegen das Rothorn stieg; aber am Waldsaum stand der Gaden des Furrer, des Bauern, und an ihm zweigte ein schmaler Fußpfad wagrecht ab, um die Bergkante herum in eine breite Schrunde, das Rottal, durch diese aber wieder hinauf zu einem großen, steinuntermauerten Holzhaus. Hier saß der Furrer. Wie zwei Wächter standen sie da, diesseits der wettergraue Gaden, jenseits das Haus mit dem hohen Schindelgiebel und den neu verschalten Wänden, aus denen die kahlen Fenster lugten. Zwischen Haus und Gaden fuhr im Winter die Laue nieder. Wenn sie lag, bis tief ins Frühjahr hinein, hatte der Rottalbauer eine Brücke nach seinem Heustall und nahen Weg.

Die Clari-Marie kam an den Gaden und sah jenseits der Schrunde den Rottalbauern und sein Weib mit schweren Tragkörben aus dem Walde herab- und dem Haus zu steigen. Es war Herbst, die Hänge gelbten, die vom Isengrund trugen Brennholz ein; die Hablichen kauften sich ihren Vorrat zusammen, die Armen bogen die Rücken krumm und lasen Heizung im Walde zusammen. Der Furrer und sein Weib zählten sich zu den Armen. Der lange hagere Mensch war mit seinem hoch mit Holz bepackten Korb wie ein Turm, der vornüber ins Fallen kommt und sich ruckweise immer wieder aufrichtet, die Furrerin aber sah aus, als müßte sie jeden Augenblick unter ihrer Last zusammenknicken wie das taumelnde Elend; aber zäh mit verbissenen Zähnen kam sie gegen das Haus niedergestiegen.

Die Clari-Marie rief sie nicht an, und jene achteten ihrer nicht. Sie stellten die Hutten ans Haus, klopften die schweren Schuhe an die Hausmauer, daß der Waldlehm abfiel, und gingen hinein. Eine Weile später trat die Clari-Marie ihnen nach durch die Tür und fand sie in der rauchschwarzen Küche die mit einem halbblinden Fenster nah wie ein Kurzsichtiger auf die steil ansteigende Halde sah. Der Furrer hantierte an seinem Beil, das locker war, die Trine wusch den Melkeimer. Das Licht war so düster, daß die Clari-Marie Mühe hatte, zu unterscheiden, was sie taten.

„Guten Tag", grüßte sie.

Sie sahen sich beide um und traten fast hastig gegen die Tür vor, als sei ihnen just in der Küche Gastung nicht willkommen. Die war auch nicht gastlich, soviel im Halbdunkel erkennbar war, sondern rußig, unsauber, ärmlich.

„Komm doch in die Stube", sagte die Trine, trat vollends aus der Tür und schob die Schwester einer gegenüberliegenden Kammer zu. Sie selber trat zuerst hinein, und als sie plötzlich im vollen Tageslicht stand, das durch eine Reihe weit in die Runde blickender Fenster quoll, war sie ein fadenscheiniges Weibswesen, nicht nur weil ihr Gewand zertragen und unordentlich war, der Leib selber und das dünne braune Haar und der schmale Kopf, alles war wie gespart; die Clari-Marie, die immer ernste, lächelte innerlich und heimlich, daß die Sparsamkeit der Schwester gleichsam aus allen Poren lugte.

„Setz dich", sagte die Trine und schob ihr einen Stuhl zum runden Tisch, der in einer Ecke unweit der Fenster stand; sie selber ließ sich neben ihr nieder und konnte ein zufriedenes Aufseufzen nicht unterdrücken, als sie den korbmüden Rücken an die Holzlehne legte.

„Ihr seid im Wald gewesen", sagte die Clari-Marie.

„Ja", sagte die andre, der eine dünne Röte in die Wangen kam. „Es liegt so unbändig viel Holz im Wald, daß es eine Sünde —"

Der Bauer kam in dem Augenblick herein, und sie wandte sich zu ihm.

„Wäre es nicht — du — eine Sünde, meine ich", sagte sie, „das Holz alles liegen zu lassen?"

„Natürlich wäre es", gab er zurück und setzte sich zu ihnen, aber er rutschte auf dem Stuhl, wie einer, der kein Sitzleder hat, schielte nach einem Wandschrank in seinem Rücken, stand dann auf, machte sich daran zu schaffen und kramte ein halb abgenagtes Schafbein hervor und ein Roggenbrot. Beides legte er auf den Tisch.

„Essen können wir jetzt, während — während die Clari-Marie da ist", sagte er, und obgleich er ganz ruhig und fast langsam sprach, lag es wie Hast in seiner Stimme und Reue über unbenutzte Zeit.

„So kommt ihr billiger zu Holz, als wenn ihr kauftet", sagte die Clari-Marie halb spöttisch, halb zornig zu dem Bauern.

Der nagte am dürren Fleisch und sprach dazwischenhinein. „Es kann nicht billig genug sein heutzutage."

„Und nichts Warmes habt ihr zu essen, bei der strengen Arbeit?" sagte die Clari-Marie mit offenem Mißfallen.

Die Trine fiel entschuldigend ein: „Es ist das Kochen nicht wert, wenn die Kinder nicht heimkommen."

„Wir wollen nicht alles essen, was wir haben", sagte der Bauer scharf, und irgendwie, während er und sein Weib die dünnen Scheiben des Fleisches abhackten und jede Brotkrume vom Tische auftupften, lag es wie etwas verborgen Großes in der zielbewußten Art, mit der sie am eignen Leibe sich die behäbige Zukunft absparten.

Aber die Clari-Marie mußte an die hungrigen Gesichter der Kinder denken.

„Zuviel Sparen ist auch nichts", zürnte sie. „Machet euch nicht selber zuschanden vor den Leuten."

Die andern drückten an einer Gegenrede herum, fanden aber keine und kauten emsig ihr hartes Fleisch.

„Die Kinder kommen jetzt nicht mehr heim zu Mittag?" begann die Clari-Marie wieder.

„Nicht, seit Ganztagschule ist," gab die Trine Antwort, „es ist nicht der Mühe wert, viermal den weiten Weg zu machen."

„Ihr solltet sie in Kost geben," sagte die Clari-Marie.

Aber der Bauer würgte blitzschnell einen Bissen hinunter, schoß einen wilden Blick zur Seite, als fluche er heimlich in sich hinein, und sagte hastig: „Das fehlte mir noch. Es gibt gerade sonst genug zu zahlen."

Er hatte es in seinem Wesen, gegen die Clari-Marie aufzumucksen, aber wenn er ihrem Blick begegnete, der klar und herrisch und lauter über ihn hinging, war er wie die andern und vergaß das Zornigwerden.

„Wißt ihr was," sagte die Clari-Marie, „gebt die Kinder uns ins Haus zu Mittag."

„Ja —" sagte die Trine mit Bedenken.

„Ja —" sprach der Furrer nach.

„Es kostet nichts, natürlich," sagte die Clari-Marie. „Das muß man euch zweien noch besonders an die Nase binden," fügte sie hinzu.

Die Furrerschen schwiegen beleidigt.

„Es ist zu still im Haus für uns, seit der Jaun fort ist," sprach die Clari-Marie weiter.

Der Furrer legte sein Messer weg. Er kaute noch, aber er rutschte schon, als litte es ihn nicht mehr auf der Bank. „Ich muß wieder an die Arbeit," sagte er.

Da begann die Trine den Tisch abzuräumen.

„Nun, was meint ihr?" fragte die Clari-Marie.

„Meinetwegen können sie wohl bei euch essen," sagte der Furrer achselzuckend. Und die Trine drehte sich um, lachte mit blitzartiger Freundlichkeit und meinte: „Natürlich können sie, und gern genug werden sie kommen."

„So schickt sie von morgen an," sagte die Clari-Marie. Sie stand auf dabei; die Trine band schon das Tuch um, das sie umlegte, wenn sie ins Holz ging. In diesem Augenblick läutete von der Isengrundkirche die Elfuhrglocke. Die drei traten schweigend gegen die Fenster vor, durch die eine helle Sonne mit mittäglicher Stärke brach. Mit gefalteten Händen standen sie da, die Gesichter nach der Richtung gewendet, wo die Kirche lag. Myriaden Stäubchen spielten im Lichtschein rings um sie; an Staub war die Stube nicht arm, auf den Gesimsen lag er fingerdick, auf dem unreinen Fußboden flog er in Flocken, lag auf den dunkeln Stabellen und klebte an dem weißgelb vertäfelten Wandwerk. Aber die drei Gestalten standen im heißen, weißen Licht, scharf umrissen — lang, daß der gebeugte, eckige schwarze Kopf fast die Holzdiele streifte, der Bauer; klein, unscheinbar, wiederum wie sein Schatten, die spitze Trine; schwer, stark, breit die Clari-Marie, und ihre breite, eckige Stirn, auf der die hellste Sonne lag, schimmerte wie Elfenbein. Die Haltung aller war demütig und andächtig, nur daß den Furrerischen die Köpfe noch tiefer auf der Brust lagen als der Clari-Marie, und daß diese, als das Gebet gesprochen war, das Kreuzzeichen langsam, mit einer sonderbaren Würde machte, während die beiden andern mehrmals und mit einer fast leidenschaftlichen Hast mit den Fingern an Stirn und Brust rührten.

Die Furrerin wendete sich mit einem Seufzer zuerst. „Jetzt kann eines wieder schaffen," sagte sie, und schlug die Augen zur Decke auf. Sie und ihr Mann murmelten noch das „Maria — Mutter Gottes", während sie schon durch den Flur nach ihren Körben vor der Tür schritten. Sie luden dort das Holz ab; die Clari-Marie stand dabei und sah freundlich auf sie. Die demütige Frömmigkeit hatte die Ziegerschwestern immer zusammengehalten, jetzt war mit dem Band auch der Furrer eingebunden, und um ihrer Kircheneifrigkeit und ihrer Gottfreundschaft willen sah die Clari-Marie Schwager und Schwester den Geiz nach.

Als der Furrer und sein Weib die leeren Körbe auf den Rücken warfen und die Clari-Marie sich zum Gehen rüstete, kam drüben den Rothornweg herauf der Strahlegghüttler gestiegen. Der Ranzen, in dem er jeweilen seine Kristallfunde heimtrug, hing ihm leer am Rücken, und er stieg gemächlich bergan, einen zufriedenen Ausdruck im braunen Gesicht; als er die Blicke der drei auf sich ruhen fühlte, wurde sein Wesen noch schwerfälliger, linkisch fuhr er mit der Hand durch den sonderbar lückigen Bart.

„Tag," grüßte er mit einem unbeholfenen Lachen im Vorübersteigen.

„Tag, Wipfli," gab die Clari-Marie zurück. „Tag," grüßten die Furrerischen. Der Bauer warf dabei sein Beil in den Korb. „Er ist wieder in der Stadt gewesen, seine Strahlen verhandeln," murrte er; es klang aber wie ein qualvolles Aufstöhnen.

„Der verdient ein Geld," sagte die Furrerin. Ihre Augen gingen hinter dem Wipfli her, als kämen sie nicht los von ihm; etwas wie ein Lechzen war in ihrem Blick.

„Das mein' ich, verdient der Geld," echote der Bauer dumpf und wandte sich die Halde hinauf dem Walde zu.

„Nun, der Herrgott wird uns auch weiter helfen," schloß die Furrerin, sah die Schwester halb lächelnd, halb mit demütiger Frommheit an und gab ihr die Hand zum Abschied.

„Also schick die Kinder," sagte die Clari-Marie, und als die Furrerin bejahte, stieg sie in die Schrunde hinab nach dem Weg hinüber. Von jenseits sah sie die Schwester ihrem Manne nach dem Walde folgen. Da hob sie selber an, dem Dorfe zuzusteigen. Das Sonnenlicht lag auf ihrer schweren Gestalt und stach fast heiß auf den dünnen schwarzen Scheitel. Ihr Kopf war leicht gesenkt, und sie sann. Der Geiz der Verwandten ging ihr im Kopf herum, einen Augenblick grollte sie ihnen, den nächsten lächelte sie fast ob der Schrullenhaftigkeit, mit der die zwei auf bessere Tage hin sparten und sich mühten. Dann wieder wärmte sich ihr das Herz Schwester und Schwager gegenüber, um des Eifers willen, mit dem diese die Gebote der Kirche erfüllten. Der Kirche! Der Blick der Clari-Marie suchte und fand das Gotteshaus am Talende. Das Kreuz auf dem Turm warf Blitze und Blinkte. In das Gesicht des Weibes trat ein fast verklärter Ausdruck; ihre grauen Augen gewannen ein innerliches, seltsames Feuer. „Vater unser," murmelte sie im Abwärtsschreiten. Und das war die Leidenschaft in dem Leben der Clari-Marie: mit Beten und Gottdienen übertat sie sich.

VII.

Aus einer Dachkammer des Zieglerhauses schauten zwei Kinderköpfe, der braune des Furrerhansi und der feine, blonde seiner Schwester. „Jesses, wie schön!" schrie der Hansi ins Leere hinaus und hockte auf dem Fenstersims, hielt sich mit dem einen Arm am Laden und strahlte mit den bachklaren Augen übermütig den Tag an, der nicht so viel Sonne hatte, als der Bub im Blick trug. Die Kammer war seit heute den Kindern eigen; und von heute an hatten sie nicht nur Mittagbrot, sie hatten auch Wohnstatt bei der Clari-Marie.

„Sie sind der Schule näher so, wenn's in den Winter geht," sagte diese zu denen vom Rottal; zur Cille meinte sie: es ist doch keine rechte Luft für das Kindervolk bei den zwei Sparsamen."

„Lasse sie da," sagte die herbe Cille, „es wird eher etwas aus ihnen."

In der Dachkammer, wo ehemals der Jaun geschlafen hatte, lagen die Habseligkeiten der zwei Kinder, soweit sie sie täglich brauchten; der Furrer, der Bauer, hatte selber im Vorbeigehen die Kiste auf der Rückengabel ins Haus getragen, als er heute morgen zu Markt gefahren war, um Ziegen zu holen.

„Jesses, wie schön!" schrie der schmalwangige Hansi in die Gottesluft hinaus, und das Zieglerhaus stand doch in einem Schattenloch und nah an dem Gedränge der Dorfhütten, und oben im Rottalhaus hatten sie unter der blitzenden Sonne gewohnt. Nachher fuhren die zwei vom Fenster zurück, fuhren kreischend und lachend über die engtrittige Treppe hinab und kamen wild wie ein Windzug in die Stube hineingefahren, so daß der Chrisostomus auf dem Ofen zusammenfuhr und fast die Pfeife aus den zitternden Händen verlor und die Anni, sein Weib, ein „Jere-ja" ums andre stöhnte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte der Hansi, stand breitschultrig da, die Brust herausgedreht, daß er kräftig aussah, und hatte die Augen voll Narrheit und Übermut. Da kam die Clari-Marie herein, schickte den Hansi in die Werkstatt hinüber, daß er Hobelspäne fasse, nahm die Severina mit sich nach der Küche und brauchte nur ihnen nahe zu sein, so war ihre Wildheit zahm und waren sie von einer stillen, fast scheuen Folgsamkeit. In der Kammer aber, wo die Kinder untergebracht werden sollten, stieg die Cille hinauf, Ordnung zu schaffen, fing an, die paar Gewandstücke in einen kleinen Wandschaft zu legen, hielt mitten in der Arbeit inne und zog einen Brief aus der Tasche. Der trug als Aufschrift das kurze „Frau Clari-Marie im Isengrund", und die Clari-Marie hatte ihn eben geöffnet, gelesen und der Schwester eingehändigt mit den Worten: „Da lies! Vom Jaun!"

Die Cille trat an das kleine Fenster vor, hatte unsichere Hände, als sie den Brief aus dem Umschlag zog und schien, lang wie sie war, leicht müde zu werden; denn sie

ließ sich auf einen der Stühle nieder und seufzte dabei verstohlen, als verschluckte sie ein heimlich ächzendes: „Mein Gott!" Dann las sie und las:

„Schön ist es hier in St. Felix, Base! Und gern bin ich hier! Sie sind alle recht mit mir, mehr als recht, der alte Herr, dem jungen Herrn der Vater, nun gar! Das ist etwas mächtig Schönes, so eine Apotheke, und ich muß auch helfen im Laboratorium, das ist dort, wo man Salben macht und Pillen und andres. Und in die Schule gehe ich wieder. aber ganz anders als im Isengrund, viel ernster, und vielleicht muß ich wieder ganz in die Schule gehen und nicht mehr in der Apotheke helfen, weil ich Freude habe, noch in die Schule zu gehen. Ein Apotheker möchte ich werden; die verdienen mächtig viel Geld, aber noch lieber ein Doktor, einer, der die Menschen gesund machen kann wie Ihr, Base Clari-Marie, aber von Euch lerne ich es nicht, aber hier kann man es lernen, und es kommt einer hier in die Apotheke, ein Doktor, der ist am Spital, und der Vater — dem jungen Herrn sein Vater — sagt, daß er ein Gescheiter ist. Und — und so einer möchte ich sein, Base Clari-Marie!"

So schrieb der Jaun, der Bergbub! Cille sah auf und in der Kammer sich um und hatte Herzklopfen. Jesses, was dem Bub durch den Kopf ging! Es war schon, als gehöre er seit einer Ewigkeit in die Stadt hinunter und gehöre nicht mehr in den Berg. Du hättest ihn nicht gehen lassen sollen, fuhr es in ihr durch den Sinn, und im gleichen Augenblick kam ihr ein andrer und mißgünstiger Gedanke: „Jetzt räumst du den Schwesterkindern die Kammer ein, und der Jaun ist fort. Warum ist der nicht hier statt des Hansi und der Severina!"

Sie rutschte auf dem Stuhl, beugte sich jetzt nieder, richtete sich wieder auf und drehte die steife Gestalt, als winde sie sich unter etwas. Dann stand sie auf, ging einmal gegen die Tür, dann wieder zurück und wieder zur Tür. Das Leben ist nicht leicht, Cille Ziegler! Aber das weißt doch schon lange!

(Fortsetzung folgt.)

Lache Bajazzo!

Heitere Künstlergeschichten von Karl v. Bondy.

Die Zigarette von Johannes Brahms.

Johannes Brahms war zeitlebens ein leidenschaftlicher Zigarettenraucher, der die feinsten ägyptischen Importen bevorzugte, daneben aber sich auch die „Sport"-Zigarette der schon damals berühmten österreichischen Tabakregie gut schmecken ließ, die in jedem „Trafik" für den Spottpreis von einem Heller verkauft wurde. Als der später allgemein bekannt gewordene, sehr begabte deutsche Liederkomponist Heinrich Wolff die Wiener Musikhochschule mit Auszeichnung absolvierte, empfing ihn Brahms in seiner Privatwohnung und erlaubte ihm, einige Kompositionen vorzuspielen. Da die Lieder dem Meister ausgezeichnet gefielen und er, sonst nicht gerade der Freundlichste, an diesem Tage besonders gut gelaunt war, wollte er dem jungen Kollegen eine kleine Freude machen und fragte Wolff, ob er Raucher sei. Nach der Bejahung griff Brahms nach seinem Zigarettenetui, entnahm ihm eine ägyptische Nikotinstange und überreichte sie dem Jüngling: „Da, nehmen Sie, so etwas Feines haben Sie bestimmt noch nie in Ihrem Leben genossen!" Wolff bedankte sich ganz kleinlaut für die große Auszeichnung, wickelte die Zigarette an Ort und Stelle in ein Blatt Papier und ließ das Päckchen in seiner Tasche verschwinden. Mit einem Gesichtsausdruck, als hätte er zumindest die Kronjuwelen des Hauses Habsburg empfangen. „Warum rauchen Sie die Zigarette nicht, junger Freund?" fragte Brahms erstaunt seinen Besucher, dem er schon die Streichholzschachtel hingehalten hatte. — „Diese Zigarette ist viel zu schade für diesen profanen Zweck", erwiderte Wolff im Brustton der Überzeugung, „die will ich mir als heilige Reliquie aufheben. Es kommt ja nicht alle Tage vor, daß man eine Brahmssche Zigarette bekommt . . ." — „So haben wir nicht gewettet, mein Lieber", empörte sich der große Meister, „geben Sie die feine Zigarette gefälligst wieder. Wenn Sie nur eine Erinnerung haben wollen, da tut's auch eine — „Sport"!"

Wozu ein Name gut ist.

Die Redaktion der „Times" erhielt kürzlich ein Gedicht. Von keinem Geringeren als Rudyard Kipling. Die gereimten Zeilen waren nicht gerade welterschütternd. Immerhin: Einen Dichter von dem Format Kiplings konnte man nicht gut abweisen. Das Gedicht erschien. Und am nächsten Tage wurden die Redakteure von Kipling tüchtig ausgeschimpft; sie waren nämlich einer Mystifikation zum Opfer gefallen. Das Gedicht entstammte gar nicht der Feder des Dschungelbuch-Verfassers. „Wie konnten Sie nur!" stöhnte der „diskreditierte Schriftsteller. „Dieses Erzeugnis ist ja unter aller Kritik schwach!" — „Wir waren derselben Meinung", erwiderten die Herren schlagfertig, „was uns in der Annahme bestärkte, es käme b e s t i m m t von Ihnen!" Kipling hängte wütend an . . .

„Für Musik bin ich nicht zuständig!"

Felix Mottl, der spätere berühmte Operndirigent, begann seine Laufbahn eigentümlicherweise als einfacher Bühnenarbeiter in Bayreuth. Während er, um sein trockenes Brot zu verdienen, allabendlich damit beschäftigt war, bei den Aufführungen der „Walküre" die -- Geräusche hinter der Szene auszuführen, komponierte er bereits in schlaflosen Nächten seine erste Oper „Agnes von Bernau". Eines Tages waren die Geräusche ganz famos gelungen, und Richard Wagner ließ sich den Geräuschemacher vorführen, von dessen künstlerischem Ehrgeiz er längst erfahren hatte. „Stimmt es, daß Sie eine Oper geschrieben haben?" sprach der Maestro den jungen Arbeiter barsch an. — „Jawohl." — „Zeigen Sie den Schmarren einmal her, ich will ihn gern begutachten." — „Ich werde mir erlauben, dem Meister die Partitur vorzulegen", stotterte der überglückliche Mottl, doch Wagner winkte ihm ungnädig ab: „Für Ihre Notenknöpfe habe ich, seien sie noch so sauber zu Papier geschmiert, kein Interesse. Zeigen Sie mir zunächst das Textbuch!" Wagner erhielt das Libretto, las es und fällte nach einigen Tagen seine Kritik: „Ein ganz unmöglicher Kitsch. Einfach — Mist!" — Leichenblaß bat Mottl den Meister, ihm die Partitur vorlegen zu dürfen; er hoffe, diese sei besser ausgefallen.

„Für Musik bin ich leider nicht zuständig", erwiderte der Schöpfer des deutschen Musikdramas, „davon verstehe ich leider nichts. Da müßten Sie sich schon an einen anderen wenden. Ich möchte Ihnen Franz Liszt empfehlen . . ."

Fontenelles Abfuhr.

Fontenelle wurde einmal auf einen kaum zweiundvierzigjährigen „Jüngling" aufmerksam gemacht, der angeblich recht gute Gedichte schrieb. Der greise Schriftsteller zählte damals bereits fünfundneunzig Lenze und behandelte den seiner Obhut anvertrauten reifen Mann wie einen kleinen Knaben. Da sich Monsieur Lainez diese Behandlung gefallen ließ, wurden die beiden die besten Freunde, und Fontenelle förderte sein „Wunderkind" auf jede nur mögliche Weise. Als die ersten Bände von Lainez mit ziemlichem Erfolg von der Öffentlichkeit und der Kritik aufgenommen worden waren, befahl Fontenelle seinem Schützling, seine Aufnahme in die Akademie zu beantragen. Da wurde aber der „Jüngling" bockig und winkte seinem „väterlichen Freund" wegwerfend ab: „Ich denke nicht daran, Meister, Akademiker zu werden. Darauf kann ich getrost warten, bis ich — so alt werde wie Sie!"

Herr Kreisler weist sich aus.

Der Geigenvirtuose Kreisler hielt sich vor einigen Jahren in Antwerpen auf und benutzte die wenigen Stunden vor dem Abgang seines Zuges zu einem kleinen Bummel durch die Altstadt. Sein Gepäck war bereits aufgegeben; der Künstler trug lediglich sein wertvollstes Kleinod, seine berühmte Stradivarius-Geige unter dem Arm, an der er aus begreiflichen Gründen mit der ganzen Liebe eines Musikers hing und von der er sich niemals trennte. Professor Kreisler betrat einen Antiquitätenladen, um gegebenenfalls eine historische Reliquie aufzustöbern, und stieß auf eine wohl alte, aber gänzlich wertlose Geige. Aus purer Laune zeigte er dem Ladeninhaber sein Instrument und fragte den alten Trödler, was er denn dafür geben würde. „Ich sehe wohl, daß Sie ein Kenner sind", antwortete der Antiqui-

tätenhändler mit einer Grimasse, „der sich unmöglich für dieses alte Holz interessieren kann. Warten Sie einen Augenblick, ich zeige Ihnen gleich eine „Amati-Geige . . .“ Sprach's, ließ Kreisler eine Minute allein und kehrte mit einem Schutzmann zurück. „Verhaften Sie diesen Gauner, Herr Wachtmeister“, schrie der Alte außer sich vor Aufregung, „er hat die Geige von Kreisler gestohlen!“ Der kunstverständige Alte und der ratlose Schutzmann glaubten erst Kreisler, daß er selbst „Er“ sei, nachdem er ein kleines Konzert improvisiert hatte.

Der kleinste Staat der Welt.

Mitten im englischen Kanal liegt die sonderbarste Monarchie der Welt, die zugleich als kleinster Staat unserer Erdkugel gelten kann. Es ist die Insel Lundy, deren Alleinherrscher ein reicher Geschäftsmann aus London, Mr. Harmann, ist. Lundy hat eine Oberfläche von 5 Quadratkilometern. Es steht nicht unter englischen Gesetzen und stellt einen vollkommen unabhängigen Staat dar, in dem Harmann ein unbegrenzter Herrscher ist. Seine Untertanen sind nicht zahlreich. Es sind ihrer nur 14, aber trotzdem hat die Insel ihre eigenen Marken und sogar ihre eigene Währung. „König“ Harmann hält sich nicht immer in seinem Gebiete auf, sondern läßt sich von einem Vertreter repräsentieren. Er besitzt auf der Insel ein kleines Schloß, das geschickt zwischen zwei Felsen eingebaut ist.

Lundys Küsten wimmeln von Seevögeln, deren Zahl buchstäblich von Tag zu Tag wächst, da Mr. Harmann ein großer Tierfreund ist und die Jagd in seiner Domäne streng verboten hat. Die Münze heißt „Puffin“ und entspricht dem englischen Penny. Auf der Münze ist das Bild des Insel-Herrschers eingeprägt. Für die Verbindung mit England und dem Kontinent sorgt die Motoryacht Mr. Harmanns, „Lerina“, die jeden Mittwoch an der Insel anlegt. Das Leben der Einwohner des kleinen Reiches ist ein richtiges Idyll. Vor allem bezahlen die Leute keine Steuern und haben einen recht undeutlichen Begriff von der Zeit. Das ganze Reich zählt nämlich nur vier Uhren, von denen sich eine auf dem Kirchturm befindet. „Was sollen wir mit Uhren anfangen?“ fragen die Einwohner dieses glücklichen Landfleckens, denen strenge Gesetze unbekannt sind und die eine vollständige Freiheit in jeder Beziehung genießen.

Nun fragt man sich, wovon leben denn diese Leute? Sie leben von dem Touristenstrom, der sich jeden Sommer über die glückliche Paradies-Insel ergießt. Allerdings darf kein Tourist allzu lange auf der Insel verbleiben. Mr. Harmann gibt ihm keine Aufenthaltserlaubnis. Eine Sehenswürdigkeit des kleinen Staates ist seine Kirche, die für ganze 200 Personen Platz hätte. Mr. Harmann macht alles, um die Insel auf der Höhe der modernen Zeit zu erhalten. Die wenigen Einwohner haben elektrisch Licht und Telephon.

Einmal geschah es, daß die englischen Behörden einen Lundy-Einwohner wegen Mordverdachts verhaften wollten. Ein englisches Motorboot legte an der Küste an, und die Polizei verlangte die Auslieferung des Verdächtigen. Mr. Harmann nahm sich der Sache an, erklärte den Verdacht für vollständig unbegründet und lehnte die Auslieferung in höflichen, aber energischen Worten ab. Sollte wirklich ein Mord auf Lundy vorkommen, so würden die Einwohner der Insel selbst Gericht über den Mörder halten und ihn zum Tode verurteilen. Eine von wilden Wellen umbrauste Höhe soll in uralten Zeiten als Hinrichtungsort gedient haben.



*** Neuentdeckte Fische.** Der Zoologe des Carnegie-Institutes in Newyork, Dr. Longley, hat im Golfe von Florida selbst eine Anzahl von Tauchversuchen unternommen, die ausgezeichnet gelangen und zur Entdeckung einer Anzahl von bisher vollkommen unbekannten Fischarten führten. Der Hauptfund war ein Fisch, der den ganzen Rücken entlang giftspritzende Haken trägt, welche diese Flüssigkeit mit Kraft von sich zu schleudern imstande sind. Das Gift wird dann abgesondert, wenn die Haken mit einem festen Körper in Berührung kommen, das heißt, beim Angriff oder in der Verteidigung, wodurch verhindert wird, daß der Fisch seine Kraft nicht vorzeitig vergeudet. Das Gift wirkt auf den Menschen nicht tödlich, ruft aber starke Entzündungen und Fieber hervor. Ferner fand Longley einen Fisch, der sich auf dem Meeresboden eine Grube wühlt und sie zum Schutze mit kleinen Kieselsteinen und Muschelschalen umgibt. Dabei läßt er einen freien Eingang, den er aber jedes Mal mit einem kleinen Stein verschließt, sobald er seine Behausung verläßt.

*** Der indianische Noah.** Im dem äußersten Norden Amerikas, auf der Königin-Charlotte-Insel, welche der Alaskabucht vorgelagert ist, hat man unlängst eine alte, große Totemsäule entdeckt, welche in eigenartiger Weise die Überlieferung von der großen Flut darstellt, wie sich diese unter den Stämmen des hohen Nordens erhalten hat. Diese Säule zeigt den Leib eines Wals, in den sich ein gewaltiger Vogel mit ausgebreiteten Schwingen verbissen hat. Es ist dieses der Donnervogel, die oberste Gottheit der Indianer, welche die Eingeborenen stets in dieser Weise verkörperten. Der Wal aber, das größte Tier, das den Indianern jener Gebiete bekannt war, ist zugleich das Symbol der Welt. Vor dem Donnervogel steht die Figur eines Mannes, der seine Lanze gegen den Wal richtet. Diese bildliche Darstellung wird durch die in den Nordstämmen erhaltenen Überlieferungen in folgender Weise ergänzt: In uralten Zeiten lebte ein Indianerhäuptling Haidan, der wegen seiner Tapferkeit und seiner Verehrung der Götter von diesen besonders geliebt wurde. Als nun die große Flut herannahte, befürchteten die Götter, daß auch ihr Liebling ein Opfer derselben werden könnte. Sie verwandelten daher ihn, sowie seine Familie in Salme, die natürlich von der Flut nicht gefährdet werden konnten. Nachdem die Sintflut vorüber war, gaben die Götter Haidan die menschliche Gestalt zurück, und Haidan wollte nun an der Mündung des Nimptisch-Flusses, wo er diese Umwandlung erlebte, für sich und die Seinen ein neues Haus errichten. Sie waren aber nur wenige und zu schwach und erschöpft für die vielen an sie herantretenden Aufgaben. Da beschloß der Donnergott, nochmals seinem Liebling zu helfen. Er ließ sich auf die Erde hinab und schlug dort einige Male kräftig mit den Flügeln. Bei jedem Flügelschlag des Gottes aber sprangen kräftige bewaffnete Männer aus dem Gefieder. Sie halfen Haidan sein Haus bauen und wurden, mit den Töchtern Haidans vermählt, die Stammväter des Haidanstammes, welcher lange Zeit eine führende Rolle in den Gebieten des äußersten amerikanischen Nordens spielte.

Lustige Rundschau



*** Alter.** „Ich komme mir manchmal direkt alt vor.“ — „Wie alt sind Sie denn?“ — „Dreiundsiebzig.“

*

*** Kind im Zoo.** „Wie gefällt dir denn der große Elefant, Hannchen?“ — „Ach, der hat ja noch nicht einmal Räder unten drunter.“

*

*** Er und sie.** Hausfrau: „Schon wieder haben Sie die Suppe überlaufen lassen, Minna. Sie gefallen mir tagtäglich weniger!“ — Köchin: „Allen kann man's nicht recht machen. Der gnädige Herr sagt wieder, ich gefalle ihm täglich besser!“

*

*** Poesie und Prosa.** Er: „Sieh nur, wie herrlich der Abendhimmel getönt ist, silberweiß mit lichtblauen Streifen!“ — Sie: „Prachtvoll, genau so will ich unsere Küchenmöbel streichen lassen!“

*

*** Guter und — billiger Rat.** „Männe, ich hab' nichts anzuziehen!“ — „Hüll' dich in Schweigen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.